



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zur neuesten Geschichte Ungarns. IV.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

mus lieber aus dem Wege. Das haben die Habsburger seit fast hundert Jahren immer gethan. Sie sind nicht gemacht, Enthusiasmus der Völker zu erwecken und zu nähren; und wo er einmal aufschlug, setzte er sie in peinliche Verlegenheit. Denkt an die Tyroser! —

Unser Staat hat keine Bürger mehr: die sogenannten treuen Staatsbürger sind Selbstlinge; und Rebellen sind gerade diejenigen, denen ein Herz für das Allgemeine schlägt, die des begeisterten Patriotismus fähig sind, und die die Regierung feindlich von sich gestoßen.

Nein, mit nationaler Begeisterung ist es in Oestreich nichts. Der Staat wird ein Rechenegempel, der Kaiser die Eins, die Völker dahinterstehende Nullen. So muß es werden, das ist die Weisheit des Familienraths!

Wäre unser Kaiser nur etwas selbstständig, zeigte er nur je eine eigene Kraft. Ach, aber er ist so wohlgezogen, was er thut, ist immer so ganz nach der Schule; auch wo er einen Einfall hat, ist er vielleicht gutherzig, aber immer nach der Schule. Er hat den Kaiser von Rußland gesehen und bewundert, er macht uns ähnliche Streiche, ganz im Kleinen, bestellt die Mittagstafel um 3 Uhr, reitet um  $\frac{1}{2}$  3 Uhr eine Meile weit, Soldaten streicheln und kommt erst um 5 Uhr zurück, während ihn der Hof mit Staunen erwartet.

Das ist das Genialste, was wir von ihm wissen. — Es ist sehr, sehr wenig!

## Zur neuesten Geschichte Ungarns.

### IV.

Die Elemente des ungarischen Heeres waren zu Anfang des Krieges bunt durcheinandergewürfelt. Die wenigen Regimenter, die im Lande lagen abgerechnet, bestanden sie lediglich aus zusammengelaufenem Landsturm. Doch genügten diese Elemente, den großen Comödianten des Südens mit seinem croatischen Heere auf der Höhe von Pesth so in die Enge zu treiben, daß er um einen dreitägigen Waffenstillstand ansucht. Er brach diesen Waffenstillstand und entfernte sich vor Ablauf der Frist aus dem festgesetzten Rayon, um in rascher Flucht bis Pressburg zu eilen, wo ihn zuerst die Nachricht von der Wiener Octoberrevolution überraschte. Jetzt eröffnete sich dem „ritterlichen“ Banus ein neues Kampfesziel — er folgte dem Donner der Kanonen.

Später, als schon etwas mehr Ordnung in die Regimenter der Honvéds gekommen war, bot ihre Fronte einen kläglichen Anblick für einen Soldaten vom Grenzboten. III. 1849.



Metier, ein pittoreskes Gemälde aber für jeden Maler. In Reih' und Glied erblickte man neben einander den feinen Attila (Schnürenrock) des Edelmanns und die grobe Jacke des Bauern, den deutschen schwarzen Trac und den schlechten Pelz des Hirten. Jetzt sind im ungarischen Heere alle Waffengattungen vertreten, von der Artillerie, deren Vortrefflichkeit selbst die österreichischen Generale anerkennen mußten, bis zu den Feldjägern, die den Vorpostendienst versehen. Die Geschütze werden größtentheils von jungen Leuten aus den besten Häusern des Landes bedient, welche die Theorie der Artilleriemanevres leichter faßten als unsere deutschen und böhmischen Bauernjungen; ihre leichte Reiterei ist bekanntermaßen der Kaiserlichen weit überlegen; zu den Jägern gingen meist geübte Schützen, wobei schwerlich darauf Rücksicht genommen wurde, ob ihre Büchse früher nicht auch in remdem Revier geknallt hatte; die Honvedsbataillons der Infanterie standen der ganzen rüstigen Burschenschaft des Landes offen, und die Polen waren bald fertig, unter sich einige Lancierregimenter zu bilden.

„Viel Artillerie und noch mehr Reiterei, großmüthiger, allmächtiger Czar!“ so betete der Kaiser von Oestreich, als er nach den ersten Begrüßungsformeln in Warschau mit dem Kaiser von Rußland in ein Seitenkabinet ging. „Viel, sehr viel Reiter, o Herr!“ flehte der „ritterliche“ Kaiser im Theater, auf der Parade, beim Thee, kurz zu jeder Zeit und an jedem Orte. Graf Grüne flehte in demselben Tone zu Orlow, und Schwarzenberg zu Medem. Die Unterhaltung wurde durch das monotone Gewinsel der österreichischen Gäste nachgerade so langweilig, daß Medem in einem Anfall liebenswürdiger Bosheit den Wiener Ministerpräsidenten einmal am Ohrläppchen zupfte, und den großen Diplomaten ungouffre des Kosagues nannte. Schwarzenberg benutzte die freundliche Stimmung des russischen Botschafters und wurde expansiv.

„Wahrhaftig, mon cher! Sie verkennen unsere Lage, oder Sie wären malignös genug, mir als Antwort auf mein wiederholtes Anklopfen die 28 Siegesbulletins des Fürsten Windischgrätz in schwarzgelbem Moiré eingebunden zuzuschicken. Als wenn ich Ihnen erst sagen müßte, daß Alles erlogen war, daß wir nicht Eine Schlacht gegen die Ungarn gewonnen haben, daß Wellden seine künstlerischen Schlachtenberichte blos für die Wiener Epiciers geschrieben hat, die dem allerhöchsten Hof sonst kein Loth Pfeffer mehr geborgt hätten. O diese Ungarn! Und unsere schöne Armee! Ich habe sie am Glacis defiliren sehen, bevor sie der imbécil nach Pesth führte — jeder Mann ein Held! Mon cher, Sie können viel aber nie zu viel für uns, für die Ruhe, für die Gesellschaft thun. Glauben Sie mir, dieser Kossuth hat den Satan in seinem Dienst. Was sag' ich den Satan? Eine halbe Million Satanasse. Kennen Sie die Kanasse?

„Nein.“ —

„Die Guljase?“

„Eben so wenig.“ —



„Vielleicht die Giskóse?“

„Von diesen hab' ich gehört. Sollen gute Reiter sein.“

„Reiter? — Teufel sind alle, mon cher comte. Ihr Kaiser macht meinen jungen Herrn eben auf den schönen Nacken unsers vis à vis aufmerksam. Indessen kann ich Ihnen dieses Volk in Eile schildern. —

Wir aber wollen die Schilderung des Fürsten Schwarzenberg hier nicht wiedergeben. Die war, aus diplomatischen Gründen, so abenteuerlich und übertrieben, als diktierte er sie einem ultrademokratischen Redacteur für sein Feuilleton in die Feder. Der Giskós soll hier aus historischen Rücksichten einfach so geschildert werden, wie er ist.

Der Giskós ist ein Mensch, dem bei der Geburt zufällig ein Fohlen zwischen die Beine gerathen ist. Auf dem Rücken dieses Fohlens bleibt der Knabe instinktmäßig sitzen, und wird auf demselben groß, wie andere Menschenkinder in der Wiege. O sehen Sie mich doch nicht so unglaublich an! — Dem Sohne Napoleons fiel bei seiner Geburt die Krönungskrone von Rom auf den Kopf, und doch ist er groß und schlank geworden. Möchten Sie als zärtlicher Vater Ihrem Kinde bei der Geburt nicht viel lieber ein Pferd zwischen die Beine, als eine Krone auf den Kopf drücken? —

Der junge Giskós fühlt sich in seiner Wiege bald heimisch. Ob er Ammen- oder Pferdemilch genießt, darüber sind die Naturforscher noch nicht einig. So weit meine Untersuchungen auf diesem Gebiete reichen, nährt er sich gleich nach der Geburt von Speck und Brot. Aus dem kleinen Jungen wird allmählig ein großer Rosshirt. Er tritt, um sich seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, in die Dienste eines Edelmanns oder der Regierung, welche in Ungarn ausgedehnte wilde Pferdegestüte besitzt. Diese nehmen einen Raum von vielen Quadratmeilen ein, größtentheils ebene Flächen mit Wald, Sumpf, Heide- und Moorgrund. Dasselbst streifen große Heerden frei herum, vermehren sich und freuen sich ihres Daseins. Nichtsdestoweniger ist es ein weit verbreiteter Irrthum, daß diese Pferde wie Rudel Wölfe im Gebirge sich selbst und der Natur ohne weitere Aufsicht überlassen sind. Gänzlich wilde Pferde findet man, was Europa anbetrifft, heut zu Tage blos in Bessarabien. Das sogenannte wilde Gestüt in Ungarn dagegen gleicht zumeist unsern Thiergärten, in denen das Wild gehegt und überwacht wird. Den Rehen und Hirschen läßt man gerne die Illusion, als befänden sie sich im Genuße der ungemessensten Freiheit, und der Jäger gibt sich, wenn er auf den Anstand geht, gerne derselben Täuschung hin. Oder wollen Sie einen politischen Vergleich? Dann denken Sie sich einen gut eingerichteten freien Staat, gleichviel ob Republik oder Monarchie. —

Der Giskós hat das schwierige Amt, auf die Heerden ein wachsames Auge zu haben. Er kennt ihre Stärke, ihre Standorte, er kennt das Alter eines jeden Fohlens und weiß, wenn es zur Zählung tauglich und aus der Heerde heraus-



geholt werden muß. Dann hat er ein großes Stück Arbeit vor sich, gegen die eine großherzogliche Wildschweinsjagd ein Kinderspiel ist, denn das Pferd muß nicht nur lebendig aus der Mitte der Heerde herausgefangen werden, sondern aus leicht begreiflichen Gründen auch gesund und unverfehrt. Dazu dient ihm die berühmte Peitsche, von der vielleicht schon im nächsten Jahre einige Prachtexemplare im kaiserlichen Zeughause zu Wien neben dem Schwerte Sclanderbeg's gezeigt werden dürften.

Diese Peitsche hat einen starken, etwa anderthalb Fuß langen Stiel und eine Schnur, die nicht weniger als 3 — 4 Klaftern in der Länge mißt. Diese Schnur hängt an einer kurzen eisernen Kette, und diese ist durch einen Ring vom gleichen Metall an der Spitze des Peitschenstockes befestigt. Am Ende der langen Schnur befindet sich ein einfacher starker Bleiknopf, während kleinere Bleiknöpfe und Knoten nach gewissen uns unbekannten Erfahrungsgesetzen auf die ganze Länge der Schnur vertheilt sind.

Mit dieser Waffe, welche der Esklös nebst einer kurzen Hacke immer im Gurt mit sich führt, begibt er sich auf die Pferdejagd. Er ist dabei beritten, d. h. er hat sich vervollständigt. Ohne Sattel und Steigbügel fliegt er wie der Sturmwind über die Haide, so schnell, daß der Grashalm nicht geknickt wird unter dem Hufe seines Pferdes, daß der Tritt seines Rosses nicht gehört wird, daß der aufgewirbelte Sand allein sein Kommen und Verschwinden bezeichnet. Den Gebrauch eines regelrechten Zügels kennt er wohl, aber er verschmäht dergleichen hinderliche Zuggegenstände. Er lenkt sein Pferd mit der Zunge, mit den Händen, mit den Füßen, ja man wäre versucht zu glauben, er lenke es durch den bloßen Gedanken des Wollens, etwa wie wir unsere eigenen Füße nach rechts und links, nach vor- und rückwärts in Bewegung setzen, ohne unser Sprunggelenk mit einem Lederriem zu dirigiren.

So jagt er Stunden lang die flüchtige Heerde vor sich her, bis es ihm gelingt, in die Nähe des Thieres zu kommen, das er fangen will. Nun schwingt er seine Peitsche in mächtigen Kreisen und wirft die Schnur so geschickt, daß sie den Hals seines auserkornen Opfers umschlingt. Der Bleiknopf am Ende und die Knoten in der Mitte dienen dazu, daß sich aus der Schnur eine förmliche Schlinge bildet, die sich um so enger schließt, je rascher das getroffene Pferd vorwärts eilt. Aber wie es auch ausgreifen mag, der Esklös hat ein gar flüchtiges Mößlein zwischen den Schenkeln, und sein stämmiger Arm läßt den Peitschenstock nicht los, und an dem Peitschenstock hängt die Schnur und an der Schnur hängt das Pferd. Seht! wie das ausgreift mit allen Vieren, und die Mähne fliegt, und das Auge sprüht, und der Mund schäumt, und der Staub aufwirbelt auf allen Seiten. Aber immer beengter wird der Athem des edlen Thieres, sein Auge wird stier und wild, seine Nüstern sind geröthet von Blut, die Adern des Halses schwellen an zu Strängen, die Beine versagen ihm den Dienst, es sinkt erschöpft,



ohnmächtig zusammen, ein Bild des Todes. Doch in demselben Augenblicke steht auch das verfolgende Doppelthier still und starr wie aus Stein gegossen. Eine Sekunde — und der Gsikós hat sich vom Rücken seines Pferdes auf den Boden geworfen und indem er den Leib nach rückwärts beugt, um die Schlinge straff zu erhalten, faßt er die Schnur abwechselnd mit der rechten und linken Hand immer kürzer und kürzer und windet sich an derselben immer näher und näher dem leuchtenden Pferde, und stellt sich endlich mit beiden Beinen quer über das dahingeworfene Thier. Jetzt erst läßt er die Schlinge sachte nach, um den Gegner zu Athem kommen zu lassen, und kaum fühlt das Thier wieder Lebensluft durch seine Lungen rieseln, so springt es auf und fort geht es im rasenden Lauf, als könnte es dem Feinde noch enttrinnen. Der aber ist schon Bein von seinem Beine und Fleisch von seinem Fleische, der sitzt ihm festgewachsen auf dem Nacken und läßt ihm seine Kraft nach Belieben fühlen, je nachdem er die Schnur mehr oder weniger straff anspannt. Zum zweiten Mal sinkt das todtgebehte Roß zu Boden und rafft sich wieder auf und stürzt wieder zusammen, bis es seine Glieder vor Mattigkeit nicht mehr rühren kann. Das zahme Pferd des Gsikós ist mittlerweile ins Dorf zurückgerannt, oder folgt seinem Herrn treu wie ein Hund. Das erbeutete wilde Roß ist aber nach wenigen Stunden mürbe genug, um sich lenken zu lassen und nach Hause geführt zu werden. Hier wird erst für seine weitere Ausbildung gesorgt, es verliert seine Zottelhaare und den scheuen Blick, wird fügsam und sanft, lernt den Reiter und den Sattel tragen, kurz — gelangt von dem Zustande, in welchem es am sechsten Schöpfungstage in die Welt gesetzt wurde, auf jene Bildungsstufe, welche es nach den Vorstellungen der Menschen in der Gesellschaft einzunehmen berufen ist.

Daß eine solche Pferdejagd nicht ohne Gefahr ist, wird aus der flüchtigen Beschreibung derselben leicht ersichtlich. Sie erfordert unendlich viel Ausdauer und Gewandheit, einen Riesenarm und einen Riesenleib, einen nicht gewöhnlichen Muth und die außerordentlichste Reiterkunst. Aber je größer die Gefahr, desto lockender der Sieg. Ein kühner Gsikós ist respektirt auf der Haide, wie ein tüchtiger Gamsenjäger im Gebirge. Und dann wird er ja auch bezahlt für seine Mühe — jährlich ein Hemd, ein Paar leinene Hosen, freie Kost und Wohnung, ein Fäßchen Wein obendrein und zwei Gulden, sage zwei Gulden Wiener Währung jährliche Löhnung baar auf die Hand. Das ist keine Kleinigkeit!! Dabei verdient er sich hin und wieder etwas im Dorfe beim Pferdehandel, erbeutet sich ein Stück Geld von einem Pferdediebe, den er erwischt und todtgeschlagen hat, oder wenn ihm das nicht gelingt, stiehlt er selber ein Pferd und verkauft's — oh, der Mann ist zum Betteln nicht geboren.

Ich habe in deutschen Zeitungen gelesen, daß an 40,000 solcher Gsikóse im ungarischen Heere dienen. Dem muß ich auf's Entschiedenste widersprechen. Die Zahl ist jedenfalls übertrieben. Aber daß ein paar Tausend solcher verwegenen



berittener Bursche unendlich viel Unheil anrichten können, das sagt Ihnen jeder östreichische Offizier, der das Glück gehabt hat, während des letzten Feldzuges an der Theiß mit ihnen in nähere Berührung zu kommen. Der Infanterist, der seinen Schuß abgefeuert hat, ist verloren, wenn er dem Gsikós gegenüber steht. Was hilft ihm da sein Bajonett, mit dem er sich gegen den Husaren oder Uhlänen ganz gut vertheidigen kann, wenn er es mit Geschick zu handhaben versteht? Der langen Peitsche gegenüber reicht sein Manöver nicht aus, die reißt ihn zu Boden, oder zerschlägt ihm mit dem Bleiknopf die Glieder. Und gesetzt auch, er hätte noch einen Schuß im Rohr — eher wird er den Vogel in der Luft treffen, als den Gsikós, der ihn in wilden Sägen umkreist und sich mit dem Pferde nach allen Seiten mit der Schnelligkeit des Blißes wirft, um der Kugel kein sicheres Ziel zu geben. Der gewöhnliche Cavallerist ist nicht viel besser daran, und wehe ihm, wenn er vereinzelt einem Gsikós begegnet. Ihm wäre wohlter, auf ein Rudel hungriger Wölfe gestoßen zu sein.

Ein Glück ist's für die Kaiserlichen, daß die Gsikós vermöge ihrer Waffe nicht in geschlossenen Gliedern kämpfen können, sie wären eine furchtbare Macht. Und doch lasen wir in einem halboffiziellen Bericht, daß Gsikós vor Komorn das Centrum eines feindlichen Corps gesprengt hätten. Da muß ihnen ihre Verwegenheit und die Entmuthigung der Destreicher mindestens eben so viel geholfen haben, als ihre Peitsche und Hacke, die sie im Nothfall nicht ohne Geschick zu werfen verstehen.

Bei Wieselburg hatten einmal die Kaiserlichen einen solchen Burschen lebendig gefangen und brachten ihn als Curiosum ins Lager. Der commandirende General und seine Offiziere wollten den braunen Vogel einmal im Fluge sehen, und ließen vor den Zelten einen Strohmann aufstellen, an dem der Gsikós seine Kunst zeigen sollte. Der Bursche war's zufrieden und verlangte, daß man ihm den Fleck bezeichne, wohin seine Bleikugel einschlagen solle. Dann jagte er im gestreckten Galopp mehrmal um den Popanz aus Stroh, schwang seine Peitsche und die Kugel stak zur Bewunderung Aller in dem bezeichneten Fleck. Die Vorstellung sollte auf allgemeines Verlangen eben zum dritten Mal wiederholt werden, da mochte es dem armen gehegten Gsikós zu Kopfe steigen, daß er seine Waffe noch gegen etwas Besseres gebrauchen könne, als gegen einen armseligen Strohmann, und mit einem wilden Schrei schmetterte er seine Peitsche mitten hinein in den gaffenden Kreis und mit seinem gehorsamen Pferde drüber hinweg und querfeldein durch das grüne Korn in die Donau. Ein Duzend Schüsse wurden ihm nachgeschickt, aber das Schicksal war ihm günstig. Er erreichte glücklich das jenseitige Ufer und das Lager seiner Landsleute.

Ich könnte Ihnen noch manche Episode aus dem Kriegs- und Privatleben der ungarischen Roßhirten erzählen, aber ich will mich hüten, Ihre Geduld wieder so unbarmherzig in Anspruch zu nehmen, als neulich, wo ich Ihnen die ungari-



schen Husaren vorführte. Das poetische Naturleben dieser Menschenklasse, ihre Jagd- und Liebesabenteuer, ihr Leben im Dorf und auf der Haide bieten Stoff in Fülle zu interessanten Beschreibungen, doch es gilt hier die Eigenthümlichkeiten Ungarns hervorzuheben, wodurch es Roffuth möglich wurde, Armeen aus der Erde zu stampfen. Den Esfós und seine Metamorphose zum Krieger haben wir kennen gelernt, wahrscheinlich hat er nun schon Gelegenheit gehabt, sich mit dem Kosaken im Zweikampf zu messen; die folgenden Zeilen seien den Kanászen und Gulhásen gewidmet.

Die Kanásze sind Schweinehirten. Ein unpoetisches, schmutziges Handwerk, doppelt beschwerlich und unsauber in Ungarn. Aus Serbien, wo die Schweine noch im halbwilden Zustande leben, wandern jährlich große Heerden nach Ungarn. Dort mästen sie sich in den ungeheueren Eichenwäldern und werden in die großen Städte, nach Wien und noch weiter zu Markte gebracht. In die Leitung dieser Heerden theilt sich der Kanász (deren mehrere bei jedem Triebe sein müssen), der Hund und der Esel. Letzterer ist bei der Heerde der Erste; er macht mit einer großen Glocke am Halse den Leithammel und trägt den Proviant des Treibers auf dem Rücken. Die Hunde von schöner, kräftiger Race — die sogenannten weißen ungarischen Wolfshunde — umkreisen unaufhörlich den Trieb und halten ihn zusammen. Will der Kanász Rast machen, so gibt er den Hunden ein Zeichen und diese hängen sich dann an die Ohren des Esels, daß er nicht weiter kann und mit seinen unbequemen Ohrgehängen und seinem Schmerzensangefichte dasteht — ein wahres Bild des Jammers.

Im schattigen Walde, da läßt sich's noch leben. Die Eiche entfaltet sich auf ungarischem Boden reicher und üppiger als an irgend einem Punkte Deutschlands. Die Thiere finden Futter in Ueberfluß und fressen sich gewöhnlich so voll, daß sie nicht an's Herumschwärmen denken. Hund und Herr können sich daher mit mehr Ruhe am Stillleben der Natur ergötzen. Jämmerlich aber ist das Lebes des Kanász, wenn er zu Ende des Sommers seine Heerde zu Markte treiben muß. Von Debresin oder auch von der serbischen Grenze muß er dann die mühseligste aller Lustreisen machen, die je ein wißbegieriger Reisender unternahm. Das geht über die endlosen Haiden in Regen, Sturm und Sonnenhitze langsam hinter der Heerde her, die ihm die glühenden Staubwolken in's Gesicht treibt. Hin und wieder hat sich ein Schwein so vollgestopft, daß es nicht von der Stelle kann, das bleibt dann ohne Weiteres am Wege liegen und die ganze Caravane muß einen halben Tag oder noch länger rasten, bis es dem Vielfraß möglich wird, aufzustehen, und gelingt es ihm endlich, so beginnt oft die Nachbarin dasselbe Spiel. Wahrlich, ein mühseliges Geschäft gibt es auf der ganzen Welt nicht, als das eines solchen Schweinehirten.

Dieser aber ist an das Unerträgliche gewöhnt. Er ißt seinen Speck und raucht seine Pfeife in der Sonnenhitze wie in der Winterkälte gleich behaglich,



schweigend in seinen Pelz gehüllt. Und geräth er einmal mit sich und seinem Schicksal in Streit, so schlachtet er mit seinen Kameraden ein fettes Schwein aus der Heerde und thut sich gütlich. Dem Herrn aber bringt er die Haut zurück und sagt, das Thier sei auf der Reise gestorben.

Im Walde tritt der Kanász zuweilen als Dilletant in der Räuberkunst auf. Auf diese Weise sorgt er für Zerstreuung und wird er gefangen und vor der nächsten Ortsbehörde überwiesen, dann baumelt er gewöhnlich am Eingange desselben Waldes, wo er gesündigt hat. Früher ließ man solche Missethäter als Warnungszeichen am Galgen hängen, bis Wind und Zeit sie abschüttelten. Ich selbst sah noch vor zehn Jahren in der Gegend von Körmünd vor dem Bakonyerwalde ein solches dreiblättriges Warnungszeichen, aber in den letzten Jahren hat man selbst in dieser sonst am meisten verrufenen Gegend nichts von Wegelagern gehört. Ein Feueergewehr, dessen Lauf aus dem Wagen schaut, flößt solchen Burschen gewöhnlich Respekt genug ein, um sie in ehrerbietiger Entfernung zu halten, denn der Schweinehirt hat keine andere Waffe als seinen Fokas (spr. Fökösch.)

Dieses — ein Handbeil mit langem Stiel — weiß er mit meisterhafter Geschicklichkeit zu werfen. Will der Eigenthümer ein Schwein aus der Heerde zum eigenen Gebrauch oder zum Verkaufe heraushaben, so würde es dem Hirten, bei dem verwilderten Zustande der Heerde, nicht ohne Lebensgefahr möglich werden, dasselbe aus dem ganzen großen Rudel auszuscheiden. Dazu dient ihm sein Fokas. Den schleudert er mit solcher Kraft und Sicherheit, daß das scharfe Eisen dem bezeichneten Thiere genau in die Mitte der Schädelknochen eindringt. Das Opfer sinkt lautlos zusammen und die Heerde zieht ruhig weiter. Daß er auf 80—100 Schritte einen Menschen eben so sicher niederstreckt, das beweisen eben die dreibeinigen Monumente seiner Kunstfertigkeit am Eingange des Waldes. In neuester Zeit werden auch die Wundärzte der österreichischen Armee gerne erbötig sein, den Kanászen Attestate ihrer Geschicklichkeit auszufertigen. —

In Kleidung und Bewaffnung kömmt der Gulyás (Rinderhirte), dem Kanász ziemlich nahe. Auch er trägt die furchtbare Hacke, mit der er den stärksten Ochsen niederschmettert, auch sein Costüm besteht lediglich aus einem kurzen Leinenhemde und einem überschwenglich weiten Beinkleide aus demselben Stoffe (Gattje). Darüber hängt Sommer und Winter der lange weiße Schafspelz. In der Kälte trägt er die Wolle dem Leibe zugekehrt, im Sommer dreht er ihn nach außen und ist dadurch, besser als man glauben möchte, gegen die Gluth der Sonnenstrahlen geschützt. Seinen Kopf ziert ein breitkrämpiger runder Hut, dessen Ränder der Regen zu einer doppelten Dachrinne umgemodelt hat. Sieht man einen solchen Rinderhirten im stürmischen Regenwetter mitten auf der unabsehbaren Fläche auf einem Steine, fest in den weißen Pelz gehüllt, wie ihm das Wasser vorn und hinten als Giesbach vom Hute herabstürzt, stundenlang unbeweglich dasitzen, so



glaubt man eines jener räthselhaften Steingebilde vor sich zu haben, wie sie auf der Sandfläche vor Gizeh den Eingang in die große Wüste bezeichnen.

Sein Territorium ist ausschließlich die futterreiche Haide, namentlich um Großwardein und Debregin. Dort ist er König und beherrscht mit seinen breit-hörnigen Unterthanen ein Gebiet, dessen Flächenraum manches souveräne deutsche Fürstenthum dreimal an Ausdehnung übertrifft. Einmal in der Woche erhält er Proviant von seinem Herrn und zu diesem Zwecke findet sich der Gulyás am Sonntag regelmäßig zur selben Stunde (er liest die Uhr am Himmel ab bei Tag und Nacht) an ein und demselben Brunnen ein. — Bezeichnend für sein Aeußeres ist der eiserne Kochkessel, den er immer am Gurt hängen hat. Darin kocht er sein Fleisch, das er früher in kleine Stücke zertheilt, dann mit einer Brühe und türkischem Pfeffer schmackhaft zubereitet. Dies ist das sogenannte Gulyásfleisch, welches man in civilisirten Speisehäusern in und außer Ungarn zuweilen zu kosten bekommt, das aber nirgends so schmackhaft zubereitet wird, als im Kochkessel auf der Haide.

Zu erwähnen sind hier noch die Galásze (spr. Galásse). Es sind dies Fischer, welche längst der Theiß in einzelnen Uferhütten und ganzen Dörfern beisammenwohnen. Ein stämmiges, kräftiges Völklein, das ein wahres Amphibienleben führt. Es müßte sonderbar zugehen, wenn nicht gerade aus diesen das Pontoniercorps der ungarischen Armee zusammengesetzt wurde, welches die von den Oestreichern anfangs so sehr verspotteten Faßbrücken nach und nach über die Theiß, Gran, Donau und Waag schlug und den schweren kostspieligen Pontons der Kaiserlichen überall den Rang ablief.

Alle vier, von uns hier geschilderten Menschenklassen sind rein magyarischer Race. Ohne eben Proletarier zu sein, haben sie sämmtlich viel zu wenig zu verlieren und viel zu viel angeborenen kriegerischen Geist, um nicht mit Freuden für das theure Ungarland in den Kampf zu gehn. Sie machen zusammen genommen keinen unbedeutenden Theil des magyarischen Heeres aus, und mögen sie auch nicht zu den liebenswürdigsten Eigenthümlichkeiten eines civilisirten Landes gehören — in gewissen Perioden, wo das Faustrecht wieder von den Burgen und Schlössern der hohen Herrn herab in Anerkennung gebracht wird, kann die rohe Naturkraft solcher Menschen vieles und wünschenswerthes leisten. —